Ural-Altaische Jahrbücher

Fortsetzung der „Ungarischen Jahrbücher“

Herausgegeben von

Julius von Farkas

Band XXIV, Heft 1 — 2

1 9 5 2



Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Zur Geschichte der türkischen Vokalharmonie.

Von ANNEMARIE v. GABAIN (Hamburg)

Die Vokalharmonie ist bekanntlich nur ein Teil der Lautharmonie. In den vordervokalischen Wörtern der meisten Türkdialekte lauten l, k, g und h anders als in Wörtern mit hinteren Vokalen; im Karaimischen haben sogar noch weitere Konsonanten solche harmonisch verschiedenen Doppelformen. Dagegen ist das r unabhängig von den Vokalen; im Osm. z. B. ist es ein Zungenspitzen-r, im Otü. aber wird es so weit hinten gesprochen, daß in einem JARRINGschen Text einmal tamaɣ für tamar „Adern" vorkommt. In dem atü. Dialekt der Brāhmī-Texte scheint das r ebenso wie im Otü. gesprochen worden zu sein; denn da diese Schrift ursprünglich nur von Indern gebraucht wurde, fehlte ihr ein Zeichen für ɣ, das dem Skr. fremd ist; in türkischen Texten mit dieser Schrift wurde dann aber ein Zeichen für ɣ aus dem für r abgeleitet. Im Gegensatz dazu, steht graphisch das d in der manichäischen Schrift dem r nahe, dann muß letzteres also ein Zungenspitzen-r gewesen sein; diese Form übernahmen die Türken jedoch schon von den Iraniern, sie besagt also nichts über die türkische Aussprache. — Was wir vorher über das r auf Grund der Brāhmī-Schrift vermutet haben, bestätigt die Runenschrift: Hier ist das Zeichen für r samt hellem Vokal demjenigen für ɣ sehr ähnlich, und das für r samt hinterem Vokal ist eine Halbierung des Zeichens für ɣ; also muß die Aussprache von r ähnlich der von ɣ gewesen sein, was besagt, daß es hinten gesprochen wurde.

So gibt es also in den Türkdialekten Konsonanten, die entweder lautharmonisch innerhalb eines einzelnen Dialektes eine Doppelform haben, und andere, die unabhängig von der Lautharmonie verschiedene Artikulationen haben.

Ein besonders auffallendes Gebiet der Lautharmonie ist die Vokalharmonie im weitesten Sinne des Wortes, die die Gesetze der Labialharmonie, der Labialattraktion, der Vokalharmonie im engeren Sinn und des Umlauts regelt.

Die Vokalharmonie im engeren Sinn bewirkt bekanntlich, daß auf einen hinteren Vokal der Stammsilbe, also auf a, ı, o und u in den weiteren Silben nur ein hinterer Vokal folgt, und ebenso, daß auf einen vorderen Vokal der Stammsilbe, d. h. auf ä, e, i, ö und ü nur ein Vokal dieser selben Gruppe in den weiteren Silben folgen kann. Man hält dieses Gesetz für sehr alt und für ein Kennzeichen des Türkischen, ja sogar für ein gemeinsames Merkmal der ganzen altaischen Sprachgruppe. Auch ist es in den morphologisch ähnlichen finnisch-ugrischen Sprachen sehr verbreitet. — Abweichungen von dieser Regel sind nun aber derart häufig, daß man sie nicht einfach als

belanglos, als Verwilderung, Überfremdung oder dergleichen abtun darf, denn auch sie scheinen gewissen Tendenzen zu folgen und treten nicht ganz beliebig auf.

Im ältesten Türkisch hatte das Gesetz der Vokalharmonie offenbar große Kraft. Es wirkt ausnahmslos in den Turfaner Brāhmī-Texten mit ihrer eindeutigen Vokalbezeichnung, die etwa aus der Zeit zwischen 850 und 1100 n. Chr. stammen mögen. In den Runeninschriften von 732 und 735 wird das Possessivformans +i bzw. +si stets, auch bei hintervokalischen Substantiven, vordervokalisch geschrieben, wahrscheinlich weil es damals noch als selbständiges Wort, nämlich als das nur rudimentär nachweisbare Personalpronomen der 3. Pers. Sing., gefühlt wurde. Eine solche Ausnahmestellung dieser Endung ist später — außer im Tschuwaschischen — nirgends mehr festzustellen. Daraus schließen wir, daß die Vokalharmonie in früher Zeit so lebenskräftig war, daß sie dies enklitisch verwendete Wörtchen ihrem Wirken unterwerfen und zu einer bloßen Endung machen konnte.

Dort, wo keine orthographische Regelung den wirklichen Tatbestand der Phonetik verschleiert, finden wir in jüngerer Zeit sehr auffallende, und zwar durchaus nicht ganz willkürliche Abweichungen von der Norm. Die folgenden Beispiele beginnen mit der Gegenwart, da diese am leichtesten nachzuprüfen sind.

Im modernen Osttürkischen, d. h. in den Mundarten von Chinesisch-Türkistan und im Taranči, werden, nach den Aufzeichnungen von RAQUETTE, JARRING und LE COQ, die Endungen +lar, +qa, +da, -sa, -maq und -ɣalï in hintervokalischen Wörtern nicht mit a, sondern mit einem neutralen æ gesprochen; also: ein a der letzten Silbe wird halbwegs nach vorn geschoben. (Wenn einige dieser Formantien von vordervokalischen Wörtern herstammen, wie -ɣalï < -a käl-i, so spielt das für unsere Untersuchung keine Rolle, da sich die Osttürken dessen nicht mehr bewußt sein dürften. Schon im Atü., vor einigen tausend Jahren, schrieb man eindeutig lesbar -ɣalï.) Viele weitere Veränderungen ähnlicher Art sind notiert worden, doch seien nur die soeben erwähnten als typisch und regelmäßig hervorgehoben.

Eine ganz andersartige Störung finden wir in den Großstädten des benachbarten Westtürkistan. In „Millij Turkistan," das heute ohne die korrigierende Mitwirkung von europäischen Turkologen herausgegeben wird, und zwar von Özbeken, die meist aus Taschkent und Samarkand stammen, stellen wir eine Regel fest, die in etwa neun zehntel aller türkischen Wörter durchgeführt wird, nämlich: daß alle vorderen Vokale nach hinten verschoben werden bis auf anlautendes ö- und ü- sowie e der ersten Silbe. (Für das hintere ï ist keine besondere Drucktype verwendet, darüber läßt sich hiernach also nichts aussagen).

Ganz ähnlich sind die Verhältnisse im Afgan-Özbekischen, zufolge JARRING: Hier ist allerdings bereits jedes, auch das anlautende ö- und ü- verdumpft; das hintere ï ist, wie im otü., zum neutralen i geworden. Das ä kann noch in jeder Silbe erscheinen, in erster Silbe ist es das engere e, in nicht-ersten Silben ist es weiter, nämlich ä. — In letzter Silbe finden sich zweierlei Störungen: a wird zu ä wie im otü. in den Endungen +lar, +da, +ɣa, -ɣan. Umgekehrt findet man bei vordervokalischen Stämmen oft eine Verdumpfung der letzten Silbe zu +dan, -madï, -makči, -man, -sa, -maysan, nema, die sogar auch zuweilen bis auf die erste Silbe zurückwirkt in sendan, bolak; bilän und birägü wird zu blan und brau.

Nach dem Vorschlag von POLIVANOV spricht man hier von „Iranisation," da solche untürkische Vokalharmonie den kiptschakischen und ferganischen Mundarten des Özbekischen fremd sind. Diese Bezeichung erklärt ja aber nichts. Daß viele Özbeken der Großstädte erst seit wenigen Generationen sprachlich türkisierte Tadschiken sind, ist gewiß; ethnisch unterscheiden sie sich oft überhaupt nicht von denen, die sich noch heute Tadschiken nennen und eine iranische Sprache reden. Aber warum soll ein iranisches Substrat solche Wirkung ausüben? Das müßte eben erst einmal festgestellt werden. Wir konstatieren also im Hauptstadtözbekischen die Tendenz, vordere Vokale nach hinten zu verschieben, und zwar zumal die der nichtersten Silben; die Stammsilbe und das ä sind am widerstandsfähigsten.

Genau die gleiche Tendenz hat KOWALSKI im Karaimischen von Troki festgestellt, wo man von „Slavisierung" zu sprechen liebt, wenn man gerade nicht ans Özbekische denkt. Die Gesetze, die er formulieren konnte, besagen, daß alle vorderen Vokale nach hinten verschoben werden, unter ersatzweiser Palatalisation der Konsonanten; nur ö und ü im Anlaut, und ä in erster Silbe bleiben erhalten.

Ein Zeuge des älteren Türkischen in Polen, nämlich aus dem Jahre 1673, ist Jan Herbinius, über dessen „Türkische Katechese," die von ZAJĄCZKOWSKI herausgegeben worden ist, im „Islam" (1950, S. 335) eine Besprechung von Dr. PRITSAK vorliegt. Der dialektische Ursprung ist problematisch: Herbinius' Mundart soll litauisch-tatarisch sein, die seines armenischen Mitarbeiters kiptschakisch, und die des zu bekehrenden Türken soll anatolisch-azerbaidschanisch gewesen sein. Wir finden hier u. a. gündä „am Tage" zu ginda, gälmä „Kommen" zu gelma, etmeŋ „tue nicht!" zu etmaŋ, gerček „richtig" zu gerčak, gökkä „zum Himmel" zu gechga, yärä „zur Erde" zu yera. Die Tendenz scheint, nach dem nur ganz geringen Material zu schließen, die gleiche zu sein wie im Karaimischen und Taschkent-Özbekischen, nämlich häufige Verschiebung vorderer Vokale in nicht-ersten Silben nach hinten. Ob das nun Polen- oder Türkeitürkisch ist, bleibt ungewiß.

Der Vokabelschatz und die Formenlehre des Karaimischen machen es wahrscheinlich, daß diese Mundart mit dem Komanischen des 14. Jahrhunderts in Südrußland zusammenhängt. Die einzelnen Texte des Cod. coman. entstammen verschiedenen Graden der Vertrautheit mit der Sprache seitens der italienischen und der deutschen Missionare. Am wenigsten durch theoretische Regeln war derjenige deutsche Missionar beeinflußt, der die kirchlichen Prosatexte fol. 61a — 63b aufgezeichnet hat. Er bemerkt ja selbst

mit einem Stoßseufzer, daß er leider das „Tatarische", wie er es nennt, noch wenig beherrsche. Jedes Vokalzeichen dieser, in Fraktur und ohne vorbereitende Hilfe einer Schreiberschule aufgezeichneten Texte ist mit einer gewissen Artikulationsbreite zu verstehen, das Schriftbild darf nicht ganz buchstäblich genommen werden. In diesen, bei den Turkologen so verrufenen Texten herrscht nun absolut keine solche lautliche Anarchie, wie oft gesagt wird, sondern wir bemerken auch hier bestimmte Grundsätze, und zwar die beiden bisher festgestellten Tendenzen: Wie im otü., ist recht oft ein zu erwartendes a in letzter Silbe, zumal in Formantien, als ä geschrieben. Außerdem werden hintere Vokale in der Umgebung von y, also z. B. auch in Diphthongen, zuweilen nach vorn geschoben. — Anderseits werden vordere Vokale in der Umgebung von k, g und ŋ sehr oft nach hinten geschoben, und darüber hinaus auch zuweilen Vokale in anderer Umgebung; das geschieht aber selten in der Stammsilbe, die, wie im Taschkent-Özbekischen und Karaimischen, ziemlich stabil ist.

Am meisten Material für unsere Frage bietet uns natürlich das Türkeitürkische der Gegenwart und das Osmanische. J. NÉMETH (ZDMG 1921) hält die Neigung der Türkeitürken, ein Wort mit vorderen Vokalen zu beenden, für Stadttürkisch und für ein Qayï-türkisches Erbe, das auch bei den Qun (= Komanen) vorgelegen habe, während die vorwiegend seldschukische Landbevölkerung die klassische Vokalharmonie vorgezogen habe. Eine analoge Abweichung vom Normalen findet man ja sogar in einem Wortstamm: alma „Apfel" wird aus Neigung zu „feiner" Aussprache in Stambul zu älma dissimiliert. BERGSTRÄSSER, Zur Phonetik des Türkischen, ZDMG 72, sagt über die heutige gebildete Stambuler Aussprache folgendes: „Kurzes a ist hell in Tonsilben, ferner besonders deutlich in Endungen wie +da, +dan usw. Es ist dagegen dumpf in unbetonten Silben, und zwar umso mehr, je schwächer der Ton ist, so daß sich also parallel den verschiedenen Stufen des Druckes verschiedene Zwischenformen zwischen ganz hellem und ganz dunklem a ergeben." Auf eine vokalharmonische Einteilung in a einerseits und ä anderseits läßt BERGSTRÄSSER sich überhaupt nicht ein; er dürfte seine guten Gründe dafür haben: Die Zwischenformen zwischen a und ä gehen nämlich ohne klare Scheidung von einer Gruppe in die andere über; außerdem sprechen die Menschen nicht stets in gleicher Weise. — Die Tendenz ist also teilweise die gleiche wie im otü: ein hinteres a wird in einigen bestimmten Endungen, die den Ton tragen, weiter nach vorn geschoben; darüber hinaus überhaupt in allen Tonsilben. Das ist eine sehr aufschlußreiche Bemerkung, die wir im Sinn behalten wollen.

RÄSÄNEN, Beiträge zur Frage der türkischen Vokalharmonie, S. 10 Anm., spricht etwas allgemein vom Ausbleiben der Vokalharmonie in nicht-erster Silbe in den nordanatolischen Dialekten und zum Teil auch in der alten Schriftsprache.

Im älteren Osmanischen liegen einige Transskriptionstexte vor, die dem bisher Festgestellten nichts Neues hinzufügen, sondern es bestätigen: Ein

in lateinischen Buchstaben geschriebener Brief vom Jahre 1567 (BOMBACI, Lettera turca in caratteri latini del dragomano ottomano Ibrahim al veneziano Michele Membre, Krakau 1948) hat ziemlich normale Vokalharmonie bis auf die Endungen +da, +dan, +a, +lar und +ga, in denen zuweilen e statt a geschrieben wird. Ebenso hat Pietro delle Valle (ROSSI, Importanza . . . , 19. Orientalisten-Kongreß), der um 1652 in Anatolien und Ispahan türkisch gelernt hat, zuweien ein e statt a in +a, +dan und -maq. Filippo Argenti (BOMBACI, Le „Regola del parlare turcho," Neapel 1938), der 1533 schrieb, hat bei den Formantien +da, +lar, -sa und -ağaq die gleiche Erscheinung, zuweilen allerdings auch das Umgekehrte, daß in vordervokalischen Wörtern die Endungen +lar, +a, -ma, -maqtan und -sam mit a statt ä erscheinen. Ebenso fand auch GIESE, Materialien, in Konya bei vordervokalischen Wörtern in den Formantien +a, +lar, -sam und -ma ein a statt ä. — Georgievitz (Heffening, Abhandlungen f. d. Kunde des Morgenlands, 1942) hat um 1544 ebenfalls Störungen beider Art, die nur die letzte Silbe betreffen, Gennadios, (Kun, Budapest 1936) hat 1456 viele Beispiele von ä statt a in letzten Silben.

Bedenken wir nach all diesen Beispielen schließlich die Schreibung des Vokals als He statt als Elif, in all den erwähnten Formantien mit arabischer Schrift im Osmanischen, so mag man wohl erwägen, ob auch hier ursprünglich eine Aussprache mit mittlerem æ und nicht mit a gemeint war.

In Anbetracht all dieser Abweichungen vom Normalen ist es sehr treffend, daß Räsänen in seiner „Lautlehre" S. 16 die Vokalharmonie nicht als ein Gesetz, sondern als eine uralte Tendenz bezeichnet.

Nun drängt sich die Frage auf, woher die beiden Arten der Störungen kommen, und wohin sie wohl führen werden.

I. Daß ein betontes a u. U. zu e wird, ist z. B. im Altfranzösischen die Regel (SCHWAN-BEHRENS): tras zu très, sapa zu seve usw. Hier handelt es sich um einen feststehenden Wortakzent. Die Verschiebung von a zu æ im Türkischen betrifft dagegen zumal Formantien der letzten Silbe, wo also wohl Satzakzent vorliegt. BERGSTRÄSSER stellte ja, wie erwähnt, eine mit dem Ton sich verstärkende Palatalisierung des a fest. So scheint also der musikalische Hochton des Wortendes der Anlaß für einen Wandel von a zu æ zu sein. II. Nach meinen Erfahrungen mit Taschkent-Özbeken wage ich zu vermuten, daß bei einigen, vielleicht überfremdeten Türkdialekten der musikalische Hochton des Wortendes verlorengegangen ist, und nur ein Druckakzent des Wortbeginns übrigblieb. Dabei wurde das Wortende mehr gemurmelt und verdumpft.

So möchte ich also der Erwägung der Fachgenossen unterbreiten, ob die Palatalisierung der auslautenden Silben durch den musikalischen Hochton der letzten Silbe, dagegen die Verdumpfung der letzten Silben durch den Verlust des musikalischen Hochtons veranlaßt worden ist.

Ich bin mir bewußt, daß ich nun etwas Befremdliches mit etwas Problematischem zu erklären suche! Vor einigen Jahren erschienen in der ZDMG

mehrere einander ergänzende oder widerlegende Artikel über den Akzent im Türkischen, die sich meist auf das Türkeitürkische der Gegenwart beschränkten und fast nur auf den Druckakzent eingingen. RAQUETTE hatte aber schon vor einigen 25 Jahren den doppelten Akzent im Otü. erkannt, nämlich einen Druckakzent, der oft auf der ersten Silbe, und außerdem einen musikalischen Akzent, der meist auf dem Wortende liegt. Schon ehe er diese Theorie aufstellte, hatte er beide Akzente in seiner „Eastern Turki grammar" notiert, z. B. àsmáq „aufhängen," àsán „leicht," ìmíldaš „Milchbruder," istámbùl. Auch die griechisch-türkischen Sprachproben von 1779, die BLAU 1874 in der ZDMG bearbeitet hat, unterscheiden sorgfältig zwischen Gravis und Akut, also zwischen Druckakzent und Hochton: karè „Frau," am Satzende aber einmal karé; die Poss.-Endung 3. Sg. + é hat stets den Akut, der Gen. + èn, der Dat. + è und das Verbalnomen -màq werden stets mit Gravis geschrieben; bäntä „auch ich," RAQUETTE, BLAU, BERGSTRÄSSER und auch PIETRO DELLA VALLE kennen alle die beiden Akzentarten, wir müssen also mit ihrem Wirken rechnen. Um den Anlaß zur Störung der normalen Vokalharmonie exakt zu erkennen, müßten wir neue Untersuchungen über den doppelten Akzent und dessen Veränderungen in den verschiedenen Türkdialekten anstellen.

Die Gründe für die Überfremdung eines Türkdialektes (Exz. JARRING wies brieflich darauf hin, daß die Qašqai in Persien vokalharmonisch durchaus nicht „iranisiert" sind!), oder die Stärke dieser Erscheinung sollen hier nicht weitschweifig erörtert werden. Dieser Aufsatz will nur zunächst einmal feststellen, daß die Vokalharmonie im engeren Sinn nichts Selbstverständliches ist, und außerdem, daß Abweichungen von ihr nicht willkürlich sind, so daß wir Anlaß haben, darin ein Problem zu erkennen.

Auch in der Mongolistik wird dieses Gebiet jetzt zur Diskussion gestellt! E. HAENISCH hat in dem, in chinesischen Zeichen geschriebenen mongolischen Text des Yüan-ch'ao-pi-shï keine normale Vokalharmonie eingeführt, obwohl ihm das natürlich leicht gewesen wäre, sondern er hat meistens denjenigen Lautwert gegeben, den die chinesischen Zeichen wirklich haben. Dabei finden sich zuweilen gewisse Abweichungen von der normalen Vokalharmonie, die nicht durch das Fehlen eines entsprechenden chinesischen Lautes veranlaßt sind. — Neuerdings ist Marian LEWICKI in seiner Arbeit La langue mongole des transcriptions chinoises du XIVe siècle, le houa-yi yi-yu de 1389 (Travaux de la société des sciences et des lettres de Wroclaw, Breslau 1949) grundsätzlich auf dieses Problem eingegangen. Er hebt (S. 89) die Wichtigkeit der Frage, ob die mongolischen Texte des 14. Jahrhunderts vokalharmonisch sind, hervor, weil einige moderne mongolische Dialekte, und zwar gerade die altertümlichen unter ihnen, gewisse Abweichungen von der Norm des Schriftmongolischen haben. Unter den Beispielen für gestörte Vokalharmonie in seinem Text (S. 93) fällt besonders eine Silbe kan und gan auf, die wiederholt statt eines zu erwartenden kän und gän erscheint, was in chinesischen Zeichen gut wiederzugeben gewesen

wäre. Sollten auch im Mongolischen die Gutturale k und g auf die Vokale einwirken? Bei der Erwähnung von nisxu „fliegen," su „Glück" und etwa auch mun „dieser hier," die schriftmongolisch niskü, sü und mön lauten, erinnert Herr LEWICKI daran, daß auch im Türkischen ein Wort zuweilen bald vorder- und bald hintervokalisch erscheint; als Beispiel führt er iš (Kāš.) „Arbeit" an, das sonst meist in der Form iš vorliegt. Dies Beispiel dient nicht zur Klärung unserer Frage, denn das ï hat allgemein die Tendenz, etwas weiter nach vorn zu gehen, derartig, daß es im Osttürkischen und auch im Schriftmongolischen keinen Unterschied mehr zwischen ï und i gibt. Außerdem üben in den Türkdialekten die Konsonanten y, š und č auf die Vokale ihrer Umgebung einen Einfluß aus, sodaß hintere Vokale sporadisch zu vorderen werden. Das iš ist also ein Sonderfall. — Abgesehen davon ist das phonetische Material in dieser Arbeit so korrekt und so klar dargelegt, daß man zweierlei Unregelmäßigkeiten daraus erkennen kann: Sie beziehen sich einerseits auf breite und runde Vokale, anderseits aber auf unser Problem: die hinteren und vorderen Vokale.

Damit ist die Frage nach dem Bestand und der Stärke der Vokalharmonie im engeren Sinn auch in der Mongolistik zum Problem geworden, was ihre Wichtigkeit im Bereich der Türkdialekte verstärkt. Wir sind noch weit davon entfernt, eine vokalharmonische Rekonstruktion des Yüan-ch'ao-pi-shï zu wünschen; sie würde die interessantesten Fragen verschleiern.

Wohin werden wohl die Störungen der Vokalharmonie in den Türkdialekten führen, sollte es zu ihrer Auflösung führen wie in einigen finnisch-ugrischen Sprachen? Das wird wohl davon abhängen, wieweit eine Schriftsprache durch ihre orthographische Regelung bereits das Bewußtsein für die normale Vokalharmonie gefestigt hat, und wieweit andere Tendenzen ihr entgegenwirken. Auf Grund alter, grammatischer Schulung hat man in der Türkei eine Rechtschreibung in der eindeutigen lateinischen Schrift festgesetzt, die normale Vokalharmonie hat, und dies Schriftbild wird wohl nach und nach die gröberen Abweichungen in den anatolischen Mundarten mildern. Das Gegenteil scheint in Özbekistan zu geschehen. Dort ist die gestörte Vokalharmonie der Hauptstädte Taschkent und Samarkand zum Maßstab genommen worden, die nun wahrscheinlich durch ihre Verbreitung in Zeitung und Schulbüchern einen Einfluß auf die übrigen özbekischen Dialekte ausüben wird.